

Spekulieren auf FNA, CRO und PNI

Autor(en): **Widmer, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(2014)**

Heft 25

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-919450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**SPEKULIEREN AUF
FNA,
CRO
UND PNI**

040

Hans Widmer

WAS IN ZÜRICH WEST ENTSTANDEN IST, LÄSST SICH NICHT KRITISIEREN!

Niemand hat etwas falsch gemacht, es gibt gute Gründe für alle neuen Gebäude und Nutzungen. Was man sagen kann, ist lediglich, dass es keinen Spass macht, in diesem Stadtteil spazieren zu gehen.² Man kommt sich eher als potentieller Einbrecher denn als willkommener Gast vor.³ Am besten fährt man mit dem Auto schnell durch – was ja die meisten auch tun.

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass es in Zürich West so viele Nutzungen mit Bedeutungsüberschuss (städtische, regionale, nationale, internationale Bedeutung) gibt, dass eine Einbettung in ein urbanes Ensemble mit einer substanziellen, ständigen Wohnbevölkerung nicht mehr gelingen kann. 30'000 Arbeitsplätze stehen heute 3'000 BewohnerInnen gegenüber.

Die Entscheidung fiel damals, Anfang der 1990er-Jahre, als «Escher Wyss» einen Grossteil seiner Produktion aufgab beziehungsweise verlegte. (Unser Smog ist jetzt in Peking.) Wären damals die frei werdenden Flächen hauptsächlich für Wohnprojekte reserviert worden, gäbe es immer noch viele überregionale Nutzungen (Technopark, Industrie, Toni-Areal), die aber in einem urbanen Umfeld integriert wären. Dass es durchaus möglich ist, Nutzungen mit Bedeutungsüberschuss in Wohnquartiere einzubetten, zeigen alle grossen Weltstädte: das MoMA in New York, das Kolosseum in Rom, sogar die neue Bibliothèque Nationale in Paris. Schon an der nächsten Ecke findet man die alte Witwe im Bistrot beim Café au Lait.

Wir, das heisst das «Kraftwerk1»⁴, haben damals vorgeschlagen, den nicht mehr industriell genutzten Teil der Areale mit Arbeits-/Wohnprojekten eines neuen Typs zu füllen; das allein wäre Lebensraum für etwa 3'000 neue BewohnerInnen gewesen. Doch die Stadt wollte keinen wirklich bewohnbaren Stadtteil, sondern eben Nutzungen mit Bedeutungsüberschuss: Schiffbau, Opernhaus, repräsentative, aber nutzlose Plätze wie den Turbinenplatz. «Die neue Schweiz beginnt im Schiffbau...», sagte damals Moritz Leuenberger. «...und endet im Wassergraben auf dem Turbinenplatz.», bin ich versucht hinzuzufügen. Diesem Trend haben sich die privaten Investoren angeschlossen: Inzwischen haben sich vier Grosshotels, Bürotürme (Prime Tower), Luxuswohnungen, Eventhallen und weitere mehr dort angesiedelt. Erst beim übermässigen Stadionprojekt wurde diese Welle (vorerst) gestoppt.

Nachträglich hat man bei diesen Projekten noch entdeckt, dass es Menschen gibt und dass diese wohnen müssen. Das

Muster bestand in Zürich West darin, oben drauf noch ein paar Wohnungen zu setzen (Puls5, Toni, Mobimo Tower, Schiffbau und so weiter). Dass sich so keine soziale Essenz, sondern höchstens mehr oder weniger komfortable Unterbringungen erzeugen lassen, ist offensichtlich. (Es ist mir bewusst, dass es heute die Wohnungsvermieter, sogar die Genossenschaften, keinen Deut kümmert, ob unter den Mietern tragfähige soziale Verbindlichkeiten entstehen. Das ist meine ganz private Fantasie zu einem anderen Stadtleben.) Fast alle dieser Wohnungen setzen mit ihren Mietzinsen einen sozialen Filter, der es Menschen mit geringem Einkommen nicht erlaubt, in diesem trendigen Stadtteil mitzumachen. Es entsteht eine «Gated Community» ohne Spannung und Farbe. (Es wäre auch toll, wenn mir einmal jemand erklären könnte, warum neue Wohnüberbauungen immer «park» heissen müssen. Sollen wir alle in Parks leben, sind wir alle Clochards? Und: Gibt es etwas Langweiligeres als Parks? Ja, doch: Innovationsparks!)

Mein persönlicher Vorschlag für das Escher-Wyss-Areal hiess ursprünglich «Penta» und umfasste Nachbarschaftsmodule mit Namen wie «Alpasia» (ein schweizerisch-asiatisches Fusionprojekt), «Binom» (Frauen und Männer in verschiedenen Gebäudeteilen, Bar und Bäder gemeinsam dazwischen), «Grand Hotel» (eine Genossenschaft, die wie ein Hotel funktioniert), «Landi2» (ein Retroprojekt mit vielen Geranien und Fondüestübli) und «Bauhausepunk» (etwas Modernes, Kooperatives, Schrilles). Selbstverständlich waren das nur Chiffren für Projekte mit sozialer Essenz: Die Bewohner wohnen da nicht einfach, sondern sie machen etwas miteinander, sie schaffen die neue, postökonomische Stadt, sie verwandeln Nachbarschaften in Lebenswerkstätten. Es wäre nicht um Unterbringung (à la Wo-Wo-Wonige) gegangen, sondern um das Erproben neuer Lebensweisen – damals schon mit ökologischen und sozialen Rahmenbedingungen, über die man erst heute zaghaft nachzudenken beginnt. Hätte sich «Penta» durchsetzen können, wären auf dem Maag-Areal vielleicht weitere drei und auf verschiedenen anderen Arealen (Duttweiler, Hardturmareal, Toni und so weiter) weitere zehn solcher Module der zukünftigen, nachhaltigen Stadt entstanden. Wie gesagt: Dazwischen gäbe es immer noch Nutzungen mit Bedeutungsüberschuss, aber sie wären in einen lebendigen Stadtteil eingebettet und hätten damit ein urbanes Gleichgewicht ergeben. Zürich West hätte heute etwa 12'000 BewohnerInnen und vielleicht ebenso viele Arbeitende. Der Stadtteil wäre pendlerneutral; das Gedränge in S-Bahn und Tram wäre kleiner.

Diese Vorschläge waren illusorisch, denn damals, 1990, wollten die Schweiz und besonders Zürich um jeden Preis wieder wachsen («Der Aufschwung beginnt im Kopf», war damals auf vielen Plakaten zu lesen.) und die Konkurrenz mit anderen Weltstädten (London, Paris, München) gewinnen. So hat damals Stadtpräsident Elmar Ledergerber geredet. Unsere waren keine rein urbanistischen Vorschläge, sondern sie implizierten einen radikalen gesellschaftlichen Wandel, nichts weniger als das Ende des sich damals wieder einmal in einer Krise befindenden Kapitalismus. In Zürich West sollte nicht nur ein netter Stadtteil, sondern eine neue Gesellschaft und Wirtschaftsweise (Relokalisierung, Kreisläufe, Stadt/Land-Beziehungen, solidarische Haushaltformen und so weiter) geschaffen werden. «Wenn die Wirtschaft mit uns nichts mehr anzufangen weiss, müssen wir uns halt anderweitig umschauen», stand damals auf dem Umschlag unseres Buches «Kraftwerk1».

KLAR KONNTEN WIR NICHT ERWARTEN, DASS UBS, CS UND DIE STADT-REGIERUNG DIE SPEERSPITZE BEI DER ABSCHAFFUNG DES KAPITALISMUS BILDEN WÜRDEN

Mit Visionen geht man besser zum Psychiater als zu einer Bank (auch das Elmars weiser Ratschlag). Die Banken haben überdies ihre eigene Methode, den Kapitalismus abzuschaffen: Statt in postkapitalistische Lebensweisen zu investieren machen sie lieber Pleite und lassen sich vom Staat, also von uns allen, wieder auf die Beine helfen. Erinnert sich noch jemand an die wenig anmutige Pirouette von 2008?

Aufschwung musste sein und so hat man alles, was nur irgendwie Bedeutung versprach, auf diese Areale gepackt: Kultur, Banken, Kunst, Hochschulen, Sport, Türme. Tragischerweise ist daraus aber nichts entstanden, was international das geringste Aufsehen erregen würde und der Wettlauf mit den Weltstädten wurde schon gar nicht gewonnen. Sogar Elmar Ledergerber hat das schliesslich eingesehen, als er gegen das letzte Stadionprojekt argumentierte: Es bringt Zürich nichts. Wenn man international von Zürich redet, dann von einer mittleren Grossstadt (Lyon, Bologna, Birmingham, Stuttgart), die wegen ihres funktionierenden ÖVs, der Wohn-genossenschaften und einer fürsorglichen links-grünen Regierung einen guten Service Public hat und damit ein zwar langweiliges, aber angenehmes Leben bietet. Ist doch gut so.

So ist Zürich West zwischen Stuhl und Bank gefallen: Weder wurden neue Perspektiven geöffnet, noch konnte man mit den alten Mustern auftrumpfen. Es gibt schon überall höhere Türme, grös-



Stimmungsbild von Fna, Cro und Pni.
Bild: Hans Widmer.

sere Hallen, schönere Opern, wildere Ausgehzone, eine lebendigere Kunstszene. Zürich hat lediglich in seine provinzielle Aufholjagd investiert – es hat mitgehalten, aber keine Grenzen gesprengt. Der wahre Trend bestand darin, schön auf die Nase zu fallen.

Geblichen ist von unserer grandiosen Vision, sozusagen als grosses Nagelhaus, noch die Genossenschaft «Kraftwerk1», wo es sich ganz gemütlich und komfortabel leben lässt. In einem Buch der Chongqing University Press wird es nun als «autonome urbane Insel» bezeichnet. Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht mehr zu sorgen.

STÄDTE SIND EINE MISCHUNG VON INSZENIERUNG UND EMERGENZ

Man kann nicht alles planen, das stimmt schon. In Zürich West hätte man etwas Besonderes inszenieren können: ein Patchwork von Nachbarschaftsexperimenten, eine permanente Expo3000⁵, und dazu noch einen Stadtteil mit einem spannenden kulturellen, ethnischen, technischen und gastronomischen Mix. Vielleicht gäbe es 50 Kleintheater und Cabarets, 20 nachbarschaftseigene Restaurants, 40 andere, Werkstätten, Tauschlager, keine

Autos, dafür überdachte Allwettervelowege, einen Kanal, viele kleine Plätzchen und so weiter. Und vor allem Menschen, local yokels, die in den 95 Bars etwas zu erzählen hätten. Entscheidend sind allerdings nicht solche lustigen urbanen Ideen, sondern eine neue Wirtschaftsweise, die das Stadtleben von innen heraus verwandelt, was nur zusammen mit dem Land, mit einer direkten Ernährungslogistik, geschehen kann.⁶ Obwohl das nicht das Ziel wäre, würde ein solcher Stadtteil mehr und andere Touristen anziehen als heute der Turbinenplatz oder Puls5 (muss man gesehen haben). Man wagt es kaum, seine Besucher aus dem Ausland da hindurchzuführen. Schon beim Escher-Wyss-Platz taucht die Stimmung ab: eine düstere Tramkreuzung als Herz des Quartiers! Nicht mal einen Kiosk wie früher hat es hier.

Gesiegt hat die langweiligste mögliche Emergenz der Immobilienrendite.⁷ Inzwischen sind die Bodenpreise aufgrund der bisher realisierten Renditen so hoch getrieben worden, dass bezahlbare Wohnflächen kaum noch realisiert werden können.

FNA, CRO UND PNI

Wie gesagt: Zürich West ist kritikresistent. Was soll man gegen den schönen Schiffbau, die Kunsthochschule im Toni-Areal, den imposanten Prime Tower-Smaragd mit dem höchsten Fumoir der Schweiz schon sagen? Wenn unrealistische Visionen auf übertriebene Grossstadtambitionen prallen, dann entsteht halt «irgendetwas». Es ist gut, es ist nützlich, es ist solid.

Was man allenfalls noch tun könnte, wäre, auf den wenigen verbliebenen Arealen ein bisschen Gegensteuer zu geben. Das grösste wäre das Ex-Stadion-Areal, wo drei sozial und ökologisch zukunftstaugliche Nachbarschaften entstehen könnten: dicht, bunt und lebenslustig inszeniert.⁸ Der Vorteil wäre hier, dass das Land der Stadt gehört oder der Credit Suisse AG abgekauft werden könnte. Nachdem selbst die Fussballclubs dort kein Stadion mehr wollen, ist nicht einzusehen, warum nun die Planung nicht in diese Richtung gehen soll. In Anlehnung an meine früheren schlechten Gewohnheiten habe ich die drei Nachbarschaften, die auf dem Hardturmareal bequem Platz hätten, «Fna», «Cro» und «Pni» genannt und ihnen gleich ein kulturelles Profil verpasst (an das sich selbstverständlich niemand halten muss).

Unter ‹Fna› stellen wir uns eine Nachbarschaft für Leute vor, die es gerne langsam, besinnlich, erdig und ein bisschen orientalistisch hätten. ‹Fna› ist gegen aussen ziemlich verschlossen, hat aber einen wunderbaren inneren Garten, eine Art Riad mit Rosenbüschen, Brunnen, Bädern, Kräutergärten. Man trägt lose Kleider, trinkt viel Tee, macht Yoga und erzählt sich pausenlos Märchen. Oft kommen dann auch Leute aus ‹Cro› und ‹Pni› vorbei.

‹Cro› ist eher etwas für VerehrerInnen des Einfachen, Elementaren, eine Mischung aus paläolithischer Gross-WG (die Eingangslobby ist eine 1:1-Nachbildung der Höhlen von Lascaux), Marskolonie und Indianerstamm. Ein Hauch südfranzösischer Kultur weht mit (Trüffel, Cassoulet, Bordeaux-Weine, Armagnac). Der Innenplatz wird für Pétanque, Clan-Treffen, als Hühnerhof und als Campingplatz benützt. ‹Cro› hat natürlich einen integrierten Kletterberg (besser als Boulder) mit einem Höhlensystem zum Wohnen und zur Champignonzucht.

‹Pni› wiederum hat einen mit einer immensen Bibliothek kombinierten Kreuzgang, wo man bummelnd lesen und stolpern kann. In der Mitte hat man einen kleinen Birkenhain gepflanzt und einige Bänke mit seltsamen Mottos aufgestellt: ‹Wirklich steht neu für künstlich›, ‹Dies ist keine Bank›, ‹Weder Theorie noch Praxis›. Daneben steht ein Brotofen, von dem man nicht weiss, woher er kommt. Chaos, Umständlichkeit, schlechte Planung, Toleranz bis zur Nachlässigkeit: Die ‹Pni›-nerInnen sind nicht ganz von dieser Welt, dafür haben sie enge Freundschaftskontakte nach Irland, Griechenland und Omsk. Irgendwie schaffen sie es immer wieder – aber nur knapp.

Wenn die Stadt es will, kann eine solche Überbauung entstehen. Die Wohngenossenschaften – nicht nur NeNa1 – stehen jedenfalls bereit.

Dann gäbe es noch das Duttweilerareal (ein betont einfaches Projekt namens ‹Nur›), das Areal um Les Halles herum (‹INUNO›)⁹, das Tramdepot (‹Bern Ost›)¹⁰. Eine ausgewogene urbane Quartiermischung würde auch durch eine Nutzung dieser Areale für Nachbarschaftsmodule nicht mehr entstehen, aber besser als der bisherige Trend wäre es auf jeden Fall. Und falls wieder einmal ein Immobiliencrash erfolgt, liesse sich zum Beispiel der Mobimo Tower doch noch als Genossenschaftshotel umnutzen.

Ich würde dann vor dem ‹Café de l'Univers› bei einem Pernod sitzen und meinen Freunden aus Brooklyn oder Hamburg erklären, wie es kommt, dass der Puschkin-Platz ‹Puschkin-Platz› heisst.

Generell lässt sich immer sagen: Nichts ist verloren, Gebäude lassen sich jederzeit abschreiben, umnutzen oder abreißen. Wer weiss, was aus Zürich West, Zürich oder der Welt noch wird, wenn der gegenwärtige globale urbane Aufstand gewonnen hat? Irgendwie werden wir den Ausstieg in die Postwachstumsgesellschaft noch schaffen.

Schlimmstenfalls können wir immer noch nach Berlin auswandern und unsere Niederlagen feiern.¹¹

- 1 Sogar Hochparterre hat das nicht geschafft. Hochparterre, ‹Zürich West›, Themenheft, Dezember 2013. Man stellt einfach fest, dass in Zürich West alles anders ist als im vorderen Kreis 5 und dass es sich entwickelt (Heraklit usw.). Man ist ‹optimistisch, dass sich alles noch zum Guten wendet›. Na klar.
- 2 ‹Wir wollen uns in Stein und Pflanze übersetzt haben, wir wollen in uns spazieren gehen, wenn wir in diesen Hallen und Gärten wandeln.› Laut Nietzsche ist das der Sinn einer Stadt: Räume und Strukturen schaffen, in denen der Mensch denken kann.› Daniel Tammet, ‹Die Poesie der Primzahlen›, 2013.
- 3 Erdgeschoss mit öffentlichen, halböffentlichen oder gar nicht-kommerziellen Nutzungen machen nur Ärger.
- 4 Martin Blum, Andreas Hofer, p.m., ‹Kraftwerk1›, 1993. Heute erscheint dieses Buch ins Französische übersetzt bei einem Pariser Verlag und das Interesse daran ist gross. Welcome back to the future.
- 5 Für die Expo2002 hatten wir schon 1994 12 Modellnachbarschaften auf 12 Industriebrachen in der ganzen Schweiz vorgeschlagen: Rostkreuz – La croce arruginita – La croix rouillée. Niemand, nicht einmal die Alternative Bank Schweiz ABS, wollte davon etwas wissen. Vielleicht klappt's ja für die Expo2027 in der Ostschweiz!
- 6 Das sieht auch die UNO so: ‹10 March 2014, GENÈVE – Le Rapporteur spécial des Nations Unies sur le droit à l'alimentation, Olivier De Schutter, a appelé aujourd'hui à une réforme des systèmes alimentaires mondiaux et à leur démocratisation, afin de garantir le droit de l'homme à une alimentation adéquate et de progresser vers l'éradication de la faim.› www.srfood.org/fr/la-democratie-et-la-diversite-peuvent-remettre-sur-pied-les-systemes-alimentaires-defaillants, Stand: 13.05.2014.
- 7 Siehe: Philipp Klaus, ‹Immodorado›, 2013.
- 8 Siehe: www.nena1.ch. Die Idee der Bau- und Wohngenossenschaft NeNa1 sieht drei unabhängige Genossenschaftssiedlungen und die Werkgenossenschaft THEMA (Textil, Holz, Elektr(on)ik, Metall und Anderes) an der Pfingstweidstrasse vor.
- 9 Falls die Stadt sich von ihrer geliebten Autowaschanlage trennen kann.
- 10 Inklusiv Zürich-Paris.
- 11 Wie unsere ehemaligen StadtplanerInnen.

Hans Widmer, geb. 1947, hat Linguistik und Literatur in Zürich, Paris und New York studiert. Unter dem Pseudonym ‹p.m.› schrieb er mehrere Romane (u.a. ‹Weltgeist Superstar›, 1980, ‹Die Schrecken des Jahres 1000›, 1999, ‹AKIBA›, 2008, ‹Manetti lesen›, 2012), Hörspiele, Dokumentardramen und Artikel zu urbanistischen, ökologischen und politischen Themen (u.a. ‹bolo'bolo›, 1983, ‹Subcoma›, 2000, ‹Neustart Schweiz›, 2009, ‹Kartoffel und Computer›, 2012, ‹The Power of Neighbourhood and the Commons›, 2014). Er ist Mitbegründer diverser Wohngenossenschaften wie ‹Karthago›, ‹Kraftwerk1› und ‹NeNa1› und Vorstandsmitglied des Vereins ‹Neustart Schweiz›.